

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 40. — Sonntag, den 4. Oktober 1931.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Der Kühnhaidner Stein

Unter die Zahl der ältesten, künstlerisch behauenen Steine Sachsens gehört wohl der auf sächsischem Boden gefundene Stein aus dem Torfmoor von Kühnhaid. Er ist zwar bereits im Jahre 1878 gefunden worden, war aber lange Zeit, über ein halbes Jahrhundert, verschollen. Der Stein befindet sich jetzt im Mineralogisch-Geologischen Museum in Dresden. Das Verdienst, die Öffentlichkeit genauer mit dem Funde bekannt gemacht zu haben, gebührt Herrn Prof. Dr. Otto Eduard Schmidt in Dresden, der sich lange Jahre mit der Frage beschäftigte, seit welcher Zeit im Gebiete unseres Sachsenlandes Steine im Dienste einer religiösen Vorstellung oder einer anderen Idee künstlerisch behauen worden sind. Um aber allen bei der Auffindung Beteiligten gerecht zu werden, mag folgende Darstellung der Entdeckungsgeschichte als Erläuterung dienen:

Der als Waffenforscher bekannte Besitzer des Schlosses Pfaffroda, Dr. Diener von Schönberg, schrieb im Frühjahr 1924 an den Landesverein Sächsischer Heimatschutz und später auch an den Direktor des Museums für Völkerkunde, Prof. Dr. Jacobi, ein Herr Weigelt in Olbernhau habe ihm mitgeteilt, daß im Jahre 1880 in der Nähe von Kühnhaid, seinem damaligen Wohnorte, im Torfmoor, wo sonst keine Steine vorkommen, ein Stein ausgegraben worden sei, der aller Wahrscheinlichkeit nach von den vorchristlichen Bewohnern der dortigen Gegend stamme. Der Stein sei etwa 50 cm hoch, 40 cm breit und 25 cm stark gewesen, nach oben hin eine Dreiecksform zeigend. Auf der Vorderseite sei mit den einfachsten Werkzeugen ein Kopf eingemeißelt gewesen mit einem Teil der Brust und darunter habe eine Reihe von Schriftzeichen gestanden. In der unteren Fläche habe sich ein Loch befunden, als ob der Stein auf einem anderen aufgesessen habe. Damals sei der Stein eine Zeitlang im Gasthofe von Karl Martin in Kühnhaid ausgestellt gewesen, dort habe ihn Lehrer Thaermann aus Lauta entdeckt, gekauft und soll ihn in ein Wiener Altertums-Museum weiter verkauft haben.

Der Landesverein Sächsischer Heimatschutz sandte damals den Brief Dr. Dieners von Schönberg an Herrn Prof. Dr. Otto Eduard Schmidt in Dresden mit der Bitte, Nachforschungen über den Stein anzustellen. Dessen Erkundigungen waren zunächst ohne Erfolg, bis er im August in die staatliche Sammlung für Vorgeschichte kam und von Dr. Bierbaum erfuhr, daß sich der Stein im Obergeschloß des Zwingerpavillons, der die vorgeschichtliche Sammlung beherbergt, in der Ecke zwischen der Wand und einem Schrank befinde. Herr Dr. Diener von Schönberg hatte ihn bereits beschrieben und der Gewährsmann Weigelt ihn als eben den Kühnhaidner Stein erkannt. Der Stein

hatte die ganze Zeit unbeachtet in seinem Versteck gestanden. Nur einmal hatte ihn gleich nach der Auffindung Hofrat Dr. Gleiwitz in der Dresdner „Ifis“ gezeigt. Der Sitzungsbericht teilt darüber folgendes mit: „Von dem Vorsitzenden Hofrat Dr. Gleiwitz wird hierauf ein Steinbild vorgelegt, das sich als wahres Vollmondgesicht eines Mannes mit eigentümlichen Runen

oder Schriftzeichen zusammen auf einem Gneißblock befindet, welcher vor kurzem etwa sechs Fuß tief unter der Erdoberfläche in einem Torfstich bei Kühnhaid unweit Marienberg im Erzgebirge entdeckt worden ist. Da dieser sechzig Zentimeter hohe und vierzig Zentimeter breite, etwa zehn Zentimeter dicke Gneißblock in den Besitz des K. Mineralogisch-Geologischen Museums übergegangen ist, so behält sich der Vortragende vor, später weitere Mitteilungen darüber zu geben. Zunächst hat sich nur die Echtheit des Fundes feststellen lassen, von welchem die erste Nachricht durch Herrn Student Hans Schaarschmidt hierher gelangt ist und von welchem auch Herr Hugo Thaermann in Lauta bei Marienberg später Kenntnis erhielt. Der Letztere hat darüber bereits im „Erzgebirgischen Nachrichten- und Anzeigerblatt“, 1878, Nr. 83, unter dem Namen „das Kühnhaidner Götzenbild“ eine eigentümliche Kritik veröffentlicht, außerdem aber den Transport nach Dresden vermittelt.“



Hofrat Dr. Gleiwitz hat sich aber nicht mehr mit dem Kühnhaidner Stein befaßt, so blieb er verschollen, nicht einmal eine Abbildung hat die Öffentlichkeit erhalten. Da war es wieder vorgenannter Herr Prof. Dr. Otto Eduard Schmidt, der sich von der Direktion der vorgeschichtlichen Sammlung die Erlaubnis erbat, den Stein genauer zu untersuchen, photographieren zu lassen und das Ergebnis veröffentlichen zu dürfen. Sein vorläufiges Ergebnis der Untersuchung, wobei er durch die Herren Prof. Dr. Jacobi, Dr. Bierbaum, Dr. Pinther, Dr. Wünsche und von Herrn Direktorialassistenten an der staatlichen Skulpturensammlung Dr. Müller unterstützt wurde, war folgendes:

Der Kühnhaidner Stein ist ein Block des körnigen, roten Eruptiv-Gneises, wie er in der Gegend von Kühnhaid fast überall angetroffen wird. Es besteht also die Möglichkeit, daß das Bildwerk unweit der Fundstelle entstanden sein kann. Das in der Mitte der unteren Schmalfläche befindliche Zapfenloch macht es wahrscheinlich, daß der dreieckige Stein entweder auf einem Postament aufsaß oder mit einer anderen Steinplatte verbunden war, die die Fortsetzung des Körpers enthielt, dessen Kopf auf dem erhaltenen Block dargestellt ist. Der eingemeißelte bartlose Kopf ist mit sehr einfachen Mitteln in den Gneis vertieft, aber doch schon mit Anwendung des Steinmeißels. Beachtlich erscheint, daß der Verfertiger den Versuch gemacht

hat, die Pupille in der Mitte des Auges durch eine Vertiefung anzudeuten. Der Kopf zeigt einen gewissen Ausdruck der Müdigkeit oder der Milde. Schon aus diesem Grunde wird man in ihm kein slawisches Götterbild finden können. Hier ist nichts Drohendes, nichts Schreckhaftes. Ueber dem Kopfe findet sich ein System vielleicht korrespondierender vertiefter Linien, durch einzelne kleine Bruchflächen unterbrochen, die ebenso gut Reste einer Bekrönung des Kopfes wie Schriftzeichen darstellen können. Eben solche Schriftzeichen finden sich auf der Rückseite des Blocks. Diese Schriftzeichen stellen entweder germanische Runen oder griechische Buchstaben dar.

Sollten sich diese Schriftzeichen auf dem Rühnhaidner Stein als Runen erweisen, so könnte man annehmen, daß das Bild ein germanisches Heiligtum war, das bei einer Wanderung über das Gebirge im Moore verloren oder versenkt wurde, oder daß es das Gedächtnis an das Grab eines auf der Heerfahrt umgekommenen Fürsten oder Helden festhalten sollte. Die Wahl des am Fundort vorhandenen sonst für ein Bildwerk wenig geeigneten Gneises und die offenbar flüchtige Art der Arbeit würden dafür sprechen.

Sollten sich die Schriftzeichen als griechische erweisen, so würde man in dem Kopfe einen ganz alten schlichten Typus des Bildes Christi erkennen dürfen. Die ersten Schriftzeichen auf der Rückseite des Steines lassen sich allenfalls als X P = (Christos) deuten, und gerade diese beiden Buchstaben sind ja ein sehr altes, schon auf den Feldzeichen Konstantins des Großen vorkommendes Symbol des christlichen Kultus. In diesem Falle eröffnet sich eine ganze Reihe von Deutungsmöglichkeiten. Vielleicht hant das Steinbild irgendwie mit dem Kriesau zusammen, auf dem Bischof Arno von Würzburg am 13. Juli 892 gegen die heidnischen Slawen in der Nähe des Flusses Chemnitz fiel, oder die Tätigkeit der Slawenapostel Methodios († 885) und Cyrillos hat auch einen Missionszug über das Erzgebirge zu den Elbslawen veranlaßt, bei dem dieses steinerne Kultbild für ein augenblickliches Bedürfnis geschaffen und dann verloren wurde, oder es bezeichnete den Weg, auf dem die böhmische Prinzessin Judith als Braut Wiprechts von Groitzsch über das Gebirge kam.

So umschweben das Rühnhaidner Steinbild noch eine ganze Anzahl ungelöster Rätsel, aber vielleicht wird gerade das Interesse für ihn aufs Neue geweckt. In jedem Falle eröffnet der Rühnhaidner Stein ein weites Gesichtsfeld in eine ferne Vergangenheit unseres Landes und auf Anfänge einer Kultur, von der wir noch keine festumgrenzte Vorstellung haben. —

(Entn. den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatbund, Dresden, Band XIII, Heft 7 bis 8 — 1924 v. Prof. Dr. Otto Eduard Schmidt, Dresden-M.).

Marzevilla — der Waldgeist des Erzgebirges

Von Prof. Dr. Viktor Karel.

Jedes der drei großen Waldgebirge, die Böhmen umsäumen, Riesengebirge, Erzgebirge und Böhmerwald, hat seinen eigenen Waldgeist. Der bekannteste und auch ins Urmythische emporgewachsene Berggeist ist der des Riesengebirges, ist der Rübezah. Von ihm schreibt zusammenfassend der große sudetendeutsche Volkskundler Dr. G. Jungbauer: „Rübezah ist ein auf der Oberwelt, in den Tälern und auf den Höhen des Gebirges wohnender Berggeist, der über Wind und Wetter waltet und besonders, wenn er gehöhnt oder durch Nennung seines Spottnamens gereizt wird, heftiges Unwetter, Donner und Blitz, Hagel und Plafregen erregt, der Kenner und Hüter der heilsamen Wurzeln und Kräuter und endlich auch Herr und Befiziger der mineralischen Schätze des Gebirges, deren Ausbeutung durch die Menschen er nicht gern sieht, wenn er auch manche mit nützlichen Dingen beschenkt, die später zu Gold werden. Dabei tritt er nicht selten als eine Art Kobold auf, treibt mit Wanderern allerlei Schabernack, führt sie in die Irre und lacht

sie dann aus. Er erscheint in verschiedenen Gestalten, vor allem als Mönch, manchmal Laute spielend, aber auch in Tiergestalt als Roß, Esel, Kuh, Kröte, Uhu, Hahn und Kabe. Und schon früh wird er, trotzdem er im allgemeinen ein guter Geist ist, dem Teufel gleichgestellt.“¹⁾

Ähnlich ist auch der Waldgeist des Böhmerwaldes, der Stizel, der besonders um Neumark beheimatet ist. Ein Roßhirt soll dieser Stizel bei Lebzeiten gewesen sein, der sich erhängte, als er sein neuntes oder nach anderer Fassung sein hundertstes Pferd nicht fand, weil er selbst darauf ritt. Aus diesem unsterblichen Selbstmörder hat die Seele des Böhmerwälders seinen typischsten Waldbold, einen Hockauf sonderbarster Art geschaffen. Seine Gestalt ist zwerghaft, mit großem Kopf und roten Haaren, kurzen Beinen und langen Armen, struppig und verwachsen, mit breitem Maul und Hasenlippe, kurzen Ohren, aufgestülpter Nase, mit einem grauen und einem grünen schiefen Auge und Krallen an den Fingern, so schießt ihn der Teufelsmüller der verlorenen Mühle samt einem Storchennest von einem Baum im Wald und zieht ihn auf. Schon dem Müller spielt er manchen Streich, bis der ihn davonjagt. Da wird er Roßhirt und trägt auf seinem struppigen Kopf statt einer Haube einen Eschfahlschwanz. Mit dem Teufel, der ihm die Rosse hüten muß, schließt er einen Pakt. Aber selbst den Lebhastigen überlistet er. Mit allen Elementargeistern ist er bekannt. Aber der Teufel täuscht ihn doch einmal beim Roßzählen, so daß er sich erhängt. Nun beginnt er sein Unwesen als Hockauf zu treiben. Er führt die Leute irre, äßt Wurzer, narrt einen gelehrten Herrn und betrügt selbst die Zollwächter. Nirgends verdirbt er einen Spaß; endlich aber wird er vom Tragler, dem er sich aufhüßelt, in die Kirche zu Rotenbaum geschleppt und ins Taufbecken gesteckt. Seitdem ist er verschwunden, nur die Sage bewahrt sein Bild und seine Taten und ein echter Dichter, seiner Waldheimat größter Sohn, Hans Wacklit, hat aus seinem Blute heraus das große nächtliche Walderlebnis seines Stammes gestaltet, wie es einst Prätorius mit der Rübezahlsage getan hat.²⁾

Weniger bekannt, aber nicht minder bedeutend ist auch der Waldgeist des Erzgebirges. Sonderbarerweise ist es hier nicht so sehr der Hehmann und der schöne Waldmann, um die das Volk den bunten Sagengürtel webt, sondern eine weibliche Gestalt, die Marzevilla, die damit zum mythischen Urbild unseres Erzgebirges wird. Nur hinter der Marzevilla steht hoch mit Tannengrün und Wipfelrauschen das deutsche Erzgebirge. Die Furcht, die bei einsamen Wanderungen in Nacht und Dunkelheit durch den tiefen Wald, an Schluchten und Wildbächen vorbei, feilsche Beklemmungen hervorruft, gebär auch diese weibliche Qualgestalt, die den Wanderer so lange ängstigt, bis er aus dem Walde draußen ist. So stieg aus dem Blute des einsamen Erzgebirglers, zu tieft erfüllt, die Marzevilla empor und nun umwuchert sie die Sage immer dichter und höher.

Die Heimat der Marzevillensage ist der Hatzberg bei Preßnitz, so daß die Sagen über sie auch heute noch in Preßnitz, Ulmbach, Sebastiansberg, Neudorf, Sonenberg und Pleiß besonders lebendig sind. Schon Grohmann (Sagen aus Böhmen), der die ersten Marzevillensagen 1863 von einem Komotauer Gewährsmann aufzeichnete, verlegt sie in diese Gegend und nennt namentlich als ihren Tummelplatz den Kaiserwald bei Preßnitz. Auch er verzeichnet schon die romantisch angehauchte Sage von ihrer Herkunft als eines Ritterfräuleins, das ins Kloster ging, mit einem Ritter zu Falle kam, entfloh und im Elende starb. Aus dieser romantischen Zeit stammt auch der Blechhandschuh an ihrer linken Hand, wenn sie sich zeigt. Manchmal erscheint ihre Gestalt in einen weißen Nebel gehüllt. Sonst zeigt sie sich aber in der Landvolkstracht der dortigen Gegend, sauber und nett gekleidet, so daß sie der Sagunger Köhler für seine Gattin

¹⁾ Die Rübezahlsage von Dr. G. Jungbauer, Reichenberg 1923, S. 19. ²⁾ Hans Wacklit, Stizel, der Kobold des Böhmerwaldes, „Deutsche Volkheit“ Viederichs, Jena. — Dr. Jungbauer hat die Entwicklung der Stizelsage in der „Wünschelrute“ 1930, Kraus, Reichenberg, S. 81 f., durch 100 Jahre nachgewiesen.

helt. Der Maria Sattler aus Sebastiansberg erschien sie wieder als ein altes abgehärmtes Weiblein, angetan mit einem Zipfelpelz, einem grauen Tüchlein und einem alten Rock. Auch eine blecherne Schelle trägt sie bisweilen, womit sie die Verirrten aus dem Walde hinausführt. Am meisten verrät sie auch nur ihre Gegenwart durch ihr höhnisches Lachen.

In der schriftlichen Uebersieferung taucht zwar das Edelkäulein zuerst auf, doch dürfte der Volksmund hier das Frühere treffen, wenn er die Marzebilla, auch Merzabella, Pupilla, Upilla, Rechiel genannt, für eine Jungfrau hält, die entweder ihrem Bräutigam in die Wildnis entflohen oder sich im strengen Winter in der Kiefernheide verirrt und erfroren.

Die Zeit ihrer Erscheinung ist nicht genau festgesetzt. Sie zeigt sich zu jeder Jahreszeit kann man sagen, und dieser Zug weist besonders auf die Universalität ihrer Gestalt hin. Dem Erzgebirgler weiß eben sein Wald, der ihn zum großen Teil auch ernährt, immer etwas zu sagen. Daß sie abends und mittags am gefährlichsten ist, hat sie mit allen Dämonen gemeinsam. Da tötet sie auch wie die Mittagshexe, sonst ist sie ja nicht so schlimm, sondern neckt bloß Holzmacher, Heumäher, Klaubholzsammler, Beeren- und Schwämmeleser. Sie geht auch meistens nur dann ans Leben, wenn sie persönlich und wissentlich hart beleidigt und geschlagen wird.

Die Hockernatur wird ihr ebenfalls zugeschrieben, wenn auch nicht gar zu oft. Am häufigsten sind ihre einfachen Neckereien, die von vielen Waldgeistern auch sonst erzählt werden und am klarsten am Rübezahel in Erscheinung treten. Sie hat es gern, wenn man sie mit einem Stückchen Brot oder einer Semmel bedenkt, denn sie fühlt sich ja als die Herrin des Waldes. Ihr gehört dort alles, deshalb will sie auch so gern eine kleine Aufmerksamkeit haben, um ihr Besitzrecht auf diese Weise anerkannt zu sehen. So verlangt sie von den Klaubholzsammlern

gewissermaßen einen Erlaubnisschein. Ihr Revier ist ihr heilig. Deshalb ist sie auf Leute, die trotz ihrer Aufforderung nicht beten wollen oder gern fluchen und schimpfen, so erbost. Das Verstecken von Handwerkszeug und das Irreführen der Beerenfänger macht ihr besonders viel Spaß. Auch das Schlittensfahren hat sie gern.

Sie weiß aber nicht bloß die schönsten Beeren und Schwämme, sie hat auch Gewalt über die Schätze der Unterwelt; aber selten gibt sie etwas her. Dem Köhlerfrüh hat sie den großen Haufen Goldes nur gezeigt, denn der hat die Probe nicht bestanden und sich umgedreht, als sie rief, daß sein Meißel brenne. Dem Josef Enzmann aber hat sie wirklich mit zwei Dukaten aus der bittersten Not geholfen. Auch über die Kenntnis heilbringender Kräuter verfügt sie, was sie einmal einem Mädchen bewies, dem sie einige Kräutlein für ihre kranke Mutter mitgab, die das arme Weib auch wirklich bald gesund machten.

So zeigt die Marzebilla ihre Dämonie im vollen Umfang eines mächtigen Waldaeistes. Von einfachen Neckereien bis zur Hockernatur und Teufelsmacht — wenn sie die beifaulen Mäher ohne weiteres in Aschenhäuschen verwandelt und den Leichnam des Neudorfer Bauern aus der Stube für einige Jahre in den Wald verschwinden läßt — sind alle Motive bei ihr vertreten. Sie unterscheidet sich gar wohl von den Holzwelken und den anderen Waldaeistern unseres Erzgebirges. Denn gerade diese Fülle der Motive, mit denen das Volk die Gestalt der Marzebilla umkleidet, stellt sie Rübezahel und Stilsel an die Seite und läßt sie als vorzüglichste Repräsentantin unseres uralten Waldgebirges erscheinen.^{*)}

^{*)} Marzebilla-Sagen sind enthalten bei: Josef Höfner, Bräuhner Sagenbuch 1927; Karoll Rittor, Sagen aus dem Koadner Land, Vhl. Raaben 1928; Karoll Rittor, Sagen des Bezirkes Komotau, Bezirkslehrerverein Komotau 1930.

Nooch'n Feierabend



Aus guter, alter Zeit.

Von Alippico. (Nachdruck verboten.)

Mit Horn, Latern' und Spieß,
Der Wächter — und singend in Reimen
Die Stunden an er hieß.
Das waren noch trauliche Zeiten
Die längst dahin sind ja —
Heut trappt durch erleuchtete Straßen
Die „Nachtwach-G. m. b. H.“.

Es war ahfängs dr achtziger Jahr. Kalter Schneewind peitschet mit Geheil durch die enge un winkling Strohn un Gasse, als dr alte Nachtwachter Leberecht Blasius, dam schu seit über vierzich Bahre die nachtlliche Bewachung 's klän Gebirgstadtel's übertrohng war, gut un warm eingehüllt in änn dicken Mantel un in Schaal un ausgerüst' mit Hellebard, Horn un grußmächtiger Latarr, punkt zahne ohmds aus seiner Haustür am Mühlgrub'n raustrot, im sei übliche nachtlliche Runde durch dos in tieftn Friedn traamende Stadtel ahzetraten.

Dr Zah dr Zeit hatt' aa ne Blasius, dar togsüber 's ehrliche Handwerk ein's Posementierers ausübet, net verschunt. Dr verfligte Reimetismus zwang ne schu seit Bahrn, sen Nachtdienst nár noch in imfangreihng, laderbesuhten Filzlatzchen durchzuführen, ganz gleich, obs Watter schie war oder obs Kühngunge renget. Ah 's Klanglicht hatt' bei ne nacht noochgelassen, judoß

'n salberscht sei grußaagite Stahlbrill net viel meh nühet. Weil ne aber in dan viel'n Dienstgahrn die Strohn von Stadtel esu vertraut wurn war'n, doß'r sich aa in Schloof gederzeit im ganzen Rast zerachtgefunden hätt', su machet'n sei grüße Kurzsichtigkeität net gerod grüße Beschwarden.

Sei Amt liebet'r wie nisch annerfch off dr Walt un gede gutgemeante Ahspieling, doch wang sen Alter numehro von sen Posten zerückzetraten, seket'r ne heftigsten Widerstand entgehn.

Sulang noch de Wirtshäuser auf war'n, hatt'r immer e gute Unterhaltung, denn do trof'r hie un do emol mit en Nachtschwärmer, dar meh ode wenigr ahgeraacht war, zamm, latfchet e bissel mit'n un erfuhr mannliche Reigtäten, die 'r von dann Leiten togsüber un in nüchtern Zustand net erfahrn hätt'. Wenn'r Durst hatt — un dann hatt'r fast immer — machet'r sich aa geschwind emol e bissel miet nei ins Wirtshaus, wu ar meistens e paar gute Zeit fand, die ewos zen Besten gabn taten. Nár wu se ne ebber verolbern wollten, do kunnt mei Blasius aber aa echt arzgebirgisch saugrub war'n.

Su hatt'n sei guter Stern heit zeguterlegt aa emol nei ne Ratskaller geschleider, wu imme runden Stammtisch noch dr dicke Sadtrat Pakelt, dr Ortsrichter Pfanneschmidt un noch meh sette ahgefahne, jashaste Bürger dr Stadt in feichtfröhlicher Runde hocket'n.

Die freiet'n sich alle, wie's ne alten Blasius zur Tür reigedreht bracht.

Dr Herr Stadtrat un dr Herr Ortsrichter nötigten dos alte Mannel aa geleich, sich zwischen se neizesezen, wurüber sich dar Gelodene sehr geehrt fühlet. Schu bracht aa dr Ratskallerwirt en grußn schaimenden Topp von dann süffing Doppelbier un mit harzling „Gelsid auf!“ ließ dr Wächter dos köstliche Labfal nei in seiner durfching Kahl rinne. Drkenne konnt'r in dare raachering Bud zwar niemanden, aber an dr Stimm' drkennet 'r ganz genau, war alles miet an dann Stammtisch soß.

De Zeit verging wie im Flug. Dr Wächter hatt' schu 's dritte Tüppel Bier behaglich halb ausgelabbert, als 'r nei in de Hufentajch griff, e gruß vierstintfütliches ladernes Galdtaschel

rausbracht un 's naam fänn Biergelos leget. — Dos machet'r immer esu, domit's die Tischgenossen ahsporne sollt, für ne de Zsch zu bezohn. —

Die heitige, zu en orndling Ulf gederzeit aufgelegte Stammtischrunde dos sahe, ewingf unnerenanner bischbern un en Straach ausheffen, war aans.

Dr Herr Stadtrat zug fenn Nachtwachter nei in ne lebhaftes Unnerhaltung, währenddam stibizet dr Ortsrichter flint die wachterliche Galdtasch von Tisch un ließ se viersichtig nei in ne Blasius sei Biergelos rutschen.

Sufort labet de Fröhlichkeit an dare Tischrunde erneit auf. Dos war e Gejohl, e Geficher un Gestichel, doß mei Nachtwachter, hallhörig und gewizigt durch alte, trübe Erfahrung, geleich bei sich dacht, halt, ize is Zeit, sich e Haus wetter ze machen, denn nisch Guts kimm't do allemol nett drhinnerhar — un mit grußen Leiten is do bekanntlich net gut Kirchen assen.

'r griff nooch fänn Portemanneh — fands net. 'r tastet nooch rechts, ar tastet nooch links im sei Biertüppel rim — nisch ze finden. In fenn Hufentaschen fand'r aa nisch. 'r wußt aber ganz genau, doß'r die Galdbärsch hie auf'n Tisch gelegt hatt.

Die übermütige Bande, die die ganzn Manipulatione des Gefoppten genau verfolgt hatt, zerruppets bal' vir Geficher.

Do frug dr Stadtrat Pakelt scheiheilig: „Nu Herr Nachtrat, Sie suchen wohl etwas?“ „Ach du lieber Gott — Herr Stadtrat — hah — mei Galdtaschel is wag“, mahnet dos alte Mannel ganz verschüchtert. „Ich hatt's hier naam menn Biergelos hiegelegt un off amol is fort.“ „Was!“ beeket do dr Stadtrat, „da kann also ich es nur gemaust haben, Herr Blasius, nicht wahr!“ „Innuh naa, mei liebster guter Herr Stadtrat, an fuwos denkt doch taa Mensch drah! Ramme Se m'r'sch sei net übel, ich kah's doch aa off de annere Seit gelegt hom.“ „Was!“ brüllet do wieder dr Ortsrichter Pfanneschmidt, „da bin also ich der Spizbube, da ja sonst niemand weiter in Frage kommen kann, Herr Wachtmeister — hah?“ „Innuh du Ugelick, sei se nár gut, Herr Richter, dos maan ich doch gar net, dos is doch ganz ausgeschloffen. Bielleicht ho iechs doch drhamm lieng gelassn oder ich ho's verlorn — ich bie in letzter Zeit von viel'n Arbetn ewingf tapplich wurn. Also nisch fir uhgut, meine liebn Harn!“ Un als drauf dr Ortsrichter besanftigt mahnet, doß'r schu de Zsch firn Wachter gern bezohn wöllt, bedanket dar sich bei ne noch vielmohls — stand auf, seket sei Biergelos an's Maul, ims auszezippen — bums, fuhl ne do mit'n grußen Pfatscherich ewos Uheimliches aus dann Gelos off de Nos nauf, doß 's Bier nei in seine ganze Bisach sprizet.

Währnd die ganze übermütige Korona vir Lachen Feier brüllet, hatt' dar ganz bedeppte Mah weiß kriegt, doß dos ominöse Ding sei verschwunden gewafenes Galdtaschel war.

Do kochet'r auf vir But. Hahet mit dr Faust auf'n Stammtisch, doß de Beleser huppet'n un beeket: „Rohgunge seid'r alle mitenanner un im A... kánnt'r mieh aa alle lachen!“ — Nahm sei Müß, fenn Spieß un sei Laterr un hutschet unner brausen-den Jubel dr ganzen Runde tiefgekränkt zr Tür naus.

Die zwä Fußgänger.

(Von Ehregott Friedrich.)

Alle Bahr is in Chamß de grüße Viechausstellung. Mr taa dortn aa billigs Vieh ze kaafen krieng. Dr Karl, dar gerod enn Dchs gebrauch'n tat, machet siech off de Sochn noch Chamß. Wie 'r nu dort ewos Richtigs erhannelt hat, machet 'r siech mit fenn Dchs wieder ehamm. In Chamß is doch nu e gruß Gewärch offn Strohn. Auto, Elektrische, Woong, Seit, alles durch-ananner, doß mr ball sei Laam nett meh sicher is. Dr Karl dacht bei siech, hier machste dich aus'n Staub un trabbet mit fänn Dchs offn Fußwaag nauf. Off amol schreit su e Sipo-terl: „Sie, hallo! Der Weg ist bloß für Fußgänger!“

Dr Karl höret schie dos Schreie, drehet siech ober nett im. 'r jaht zu fän Dchs: „Komm, Hans, dos gilt uns nett, mir sei doch alle beede Fußgänger.“

Wir müssen durch!

Wir müssen durch! — sei es auch schwer,
Doch gibt es keine Wahl;
Und trete auf des Satans Heer,
Der Todesreiter fahl. —

Wir müssen durch die schwere Zeit,
Durch Kummer und durch Herzeleid,
Und tritt man uns noch immer mehr,
Und machte man uns den Beutel ganz leer.

Wir müssen durch! Ins Auge blau
Du deinem Buben, dem Mädchen schau.
Sie fordern es mit stummen Blick,
Wer bliebe da wohl noch zurück?

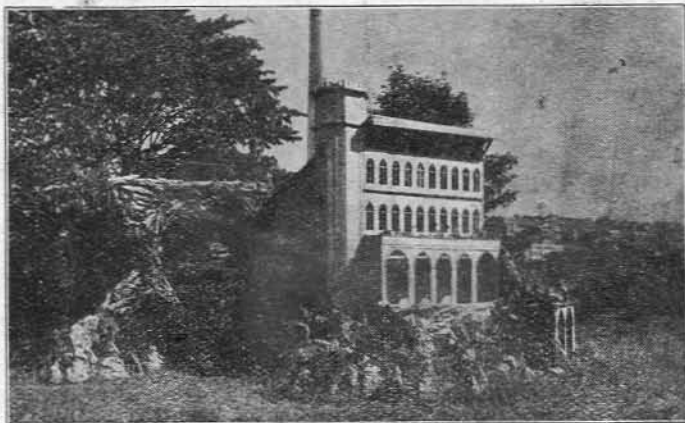
Wir kommen durch! Gelobt sei Gott!
Wir werden nicht zu Schand und Spott!
Wir wollen glauben, lieben, hoffen —
Und solchen wird der Himmel offen!

Joh. Hans geb. Uhlig, Riesa/Elbe.

Ein Bild aus der engeren Heimat.

Eine kunstvolle Bastelarbeit in Bärenstein.

Auf nebenstehendem Bilde gewahrt der Leser der „Erzgebirgischen Heimatblätter“ das Bauwerk eines vorbildlichen Bastlers in Bärenstein. In vielen Stunden emsigen Schaffens entstand unter Gustav Götzler's kunstgeübter Hand das Werk. Die mit liebevoller Sorgfalt ausgeführten Einzelheiten verraten die Freude des Schöpfers an seiner Arbeit, die eine naturgetreue Nachbildung des Prebischtores darstellt. Nach neunmonatlicher mühevoller Arbeit war das Werk fertiggestellt. Benötigt wurden zu der Felsengrotte zwei Zweispänner- und vier Einspänner-Fuhren Ziersteine, ferner 75 Pfund Zierrinde. Das Gartenhaus ist vier Meter hoch, vier Meter lang und zweieinhalb Meter breit und ist mit einer hohen Brücke versehen. Das Haus wurde mit



einen farbenfreudigen Anstrich versehen und ringsherum mit Ziersträuchern und Blumen umpflanzt. Herr Gastwirt Götzler hat schon öfters Proben seiner Schnitz- und Bastelkunst abgelegt. Vor mehreren Jahren hat er eine Krippe mit zirka hundertfünfzig beweglichen Figuren geschnitzt. Im Garten neben seinem Wohnhaus an der Bahnhofstraße hat er eine Felsengrotte mit Springbrunnen gebaut, ferner eine Nachbildung eines Hohenzollern-Schlusses und des Schreckensteins. Leider wurde das Werk durch den am 18. dieses Monats erfolgten Erdbeben in Mitleidenschaft gezogen, sodaß der Bau weggenommen werden mußte.

Kommendes Frühjahr nun soll die Bastelarbeit wieder aufgebaut werden. — Glückauf zu neuem Gelingen!



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 40. — Sonntag, den 4. Oktober 1931.

Bilder aus aller Welt.

„Der Flughafen brennt!“

Löschübungen

der Berliner Feuerwehr.

Feuerlösch-Übungen größten Stils wurden von der Berliner Feuerwehr auf dem Flugplatz in Tempelhof veranstaltet. Zehn Löschzüge beteiligten sich an der Probe, deren Ergebnis sehr befriedigend verlief; es zeigte die ausgezeichnete Arbeit und gute Organisation der Feuerwehrmannschaften. — Unser nebenstehendes Bild zeigt: Die Feuerwehr geht mit Motorsprizen gegen die „brennenden“ Hangars vor.



Schwalben reisen im Flugzeug nach dem Süden.

Durch die plötzlich hereingebrochene Kälte sind die armen Schwalben aus Oesterreich so geschwächt und ausgehungert, daß sie nicht aus eigener Kraft ihre gewohnte Reise nach dem Süden antreten konnten. Der Wiener Tierschutzverein ließ daher Flugzeuge bereitstellen und die eingefangenen Vögel darin nach Venedig transportieren. — Unser nebenstehendes Bild zeigt, wie die Schwalbenkäfige auf dem Flugplatz von Aspern bei Wien in ein italienisches Großflugzeug verladen werden.

Vater und Sohn



Roman von Kurt Felscher.

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

(22. Fortsetzung.)

Was war ihm denn eigentlich soeben geschehen? Seine ganze schöne Stimmung war ihm verdorben. Dort vor ihm lag noch das aufgeschlagene Buch: „Ueber den Verkehr mit Verstorbenen.“ Diese Nacht hatte er auf ein Zeichen gehofft. Therese mußte ihm wieder erscheinen.

Er fing von neuem an, in der Schrift herumzubuchstabieren. Vergeblich! Seine Gedanken liefen ihm fortwährend davon. Bald hörte er der Schwiegermutter greinende Stimme, bald sah er Annchens fieberglühendes Gesicht vor sich; dann waren es wieder des Arztes harte Augen, und auch Robert, sein Sohn, stellte sich ein.

Sein Sohn! Richtig, da hatte er den rechten Faden gefunden. Der war an allem schuld, was ihm in der letzten Stunde begegnete; der war schuld, daß er sich von dem Doktor hatte breitschlagen lassen.

Und mit einem Male brach sein vorhin künstlich zurückgedämmter Groll hervor. Er hieb mit der Faust auf den Tisch, daß die Bücher und Hefte umherflogen, sprang vom Sofa auf, lief durch die Stube und schwachte vor sich hin.

Plötzlich blieb er vor dem Brautbild stehen. Seine Augen bohrten sich in die lächelnden Züge seines Weibes.

Er riß das Bild vom Nagel und hielt es in den Schein der Hängelampe. Ein Feuerstrom lief ihm vom Herzen zum Hirn.

„Resel“, preßte er zwischen den Zähnen hervor. „Resel!“ Es klang wie das Stöhnen eines Kranken. „Resel, gib mir a Zeichen — ich halt's nich mehr länger aus ohne dich — komm zu mir — ich hab' halt doch keine Menschenseele auf der Welt nich — a so verlassen bin ich — gib mir a Zeichen.“

War es Zufall, war es eine jener dunklen Fügungen, die menschlichem Wissen spotten?

Plötzlich vernahm der Bauer deutlich, wie die Klinke der Tür langsam heruntergedrückt wurde, vernahm ein Schreiten leichter, leiser Sohlen, vernahm kaum hörbares Atmen hinter sich.

Er wagte nicht, sich umzudrehen, stierte mit hervorquellenden Augen in die Züge seines Weibes.

Und durch das Rauschen seines stürmenden Blutes hörte er plötzlich eine feine, flüsternde Stimme: „Die Mutter — die Mutter.“

Das Bild fiel hart und klirrend auf den Tisch. Der Mann fuhr wirren Blickes herum, sprang hinzu, faßte den fieberdarschauerten, fallenden Leib seines Kindes mit linden Händen, hob die leichte Last empor, stieß die Tür mit dem Fuß auf, sah ein zerwühltes Bett und ein schlummerndes Weib neben der Bettstatt.

Da fuhr die Alte empor, wischte sich über die Stirn, schaute mit großen, runden Augen bald auf Zeidler, bald auf Annchen, die der Vater gerade sanft in die Kissen gleiten ließ.

„Herrjeeses nee, nee — was is denn?“ greinte sie auf.

„Geschlafen haste,“ fuhr sie Zeidler an. „Morgen in der Frühe kommt's Mäd'el uff Warmbad; a so geht das nicht weiter.“

Staunenden Blickes sah die Alte, wie der Bauer neben dem Lager des Kindes niederkniete, dessen Hände streichelte.

Und sie hörte, wie er flüsterte: „Ann'el, mei liebes, liebes Ann'el, gelt, du wirscht wieder gesund — nee, das tuft de mir nicht an.“

Ein paar Minuten später stand der Bauer wieder in seiner Stube. Mit zitternden Händen hob er das Bild seines Weibes auf; lange schaute er darauf nieder.

War ihm ein Fremdkörper ins Auge geraten? Er mußte sich ein paarmal über die Lider wischen, weil etwas Feuchtes seinen Blick immer wieder trübte. Und plötzlich war es ihm, als sei das Lächeln im Antlitz seines Weibes geschwunden, als strahle aus ihren Augen ein feuchter Glanz.

Wo war sein Groll geblieben?

Zwar durchflutete auch jetzt eine heiße Welle seinen Leib; aber es war nicht mehr das stürmende Aufbegehren des Trostes, nicht mehr der verbissene Zorn des vom Schicksal Geschlagenen. Wie gelöst waren ihm die Glieder. Eine haltlose Schwäche überkam den sehnigen Mann.

Er tastete sich nach dem Sofa, fiel schwer auf das harte, eingeseffene Polster, kreuzte die Arme auf der Tischplatte. Sein Haupt sank schwer auf die knöchigen Hände.

Robert Zeidler konnte seit Jahren zum ersten Male wieder weinen — und schämte sich seiner Mannestränen nicht.

21. Kapitel.

Osterglocken.

Osterglocken riefen über Hänge und Schluchten, Berg und Tal die uralte, ewig junge Auferstehungsbotschaft. Das Fest war spät im April. Darum und weil das Jahr einen sonderlich frühen und warmen Lenz beschert hatte, sah es in den Vorbergen fast frühsummerlich aus.

Robert Zeidler stand am Grabe seines Weibes. Er hatte einen Blumenstrauß: Märzenbecher, Narzissen und Tulpen mitgebracht und legte ihn auf den grün umwucherten Geseuhügel. Noch war es ringsumher still in dieser frühen Morgenstunde. Er starrte mit brennenden Augen auf das Holzkreuz, auf dessen runder Porzellanplatte nur wenig zu lesen stand: „Theresia Zeidler“ und dann nur noch Geburts- und Todesdatum. Nun ruhte sie schon fast anderthalb Jahrzehnte in der kühlen Heimat-erde. Und all diese Jahre waren für ihn zu einer einzigen dunklen, schweren Nacht geworden.

Senkte sich nicht weiteres Dunkel auf seinen Lebensweg in dem nämlichen Augenblick, da seine Seele aus all der Wirrnis und Verfinsterung plötzlich erwacht zu sein schien?

Drunten im Warmbrunner Krankenhause rang sein Kind, seines geliebten Weibes jugendliches Ebenbild, mit dem Tode. Was sollte ihm die Auferstehungsbotschaft? Dort lag die Kirche! Dort würde in wenigen Stunden der Pastor von dem predigen, was für ihn nicht verkündet war.

Heute sollte es sich entscheiden, ob Annchen leben oder sterben würde.

Ein kühler Schauer rann ihm über den Leib. Hilflos blickte er zu dem Grabe nieder. Und ob er wollte oder nicht, plötzlich faltete er über seinem Krückstock die knöchigen Hände, wollte ein Gebet murmeln und fand doch keine Worte. Er war des Betens ja so entwöhnt, seit er mit seinem Herrgott in Zorn und Hader gebrochen hatte.

Dann ging er fort. Jetzt kam ja der schwerste Weg, den er seit seines Weibes Tode gegangen war. Er wollte sich in Warmbrunn Gewißheit holen.

Und während Robert Zeidler dem Orte der Entscheidung zuwanderte, war auch sein Sohn auf dem Wege dahin.

Die Großmutter hatte ihm vor Tagen durch die Botenfrau mitteilen lassen, daß der Vater seinem Wunsche gefolgt sei. Seitdem hatte er täglich von Agnetendorf aus in Warmbrunn angerufen und immer die gleiche Botschaft erhalten: Die Gefahr sei noch nicht vorüber.

Und noch etwas hatte er erfahren. Aus dunklen Andeutungen der Botenfrau hatte er es sich zusammengereimt, daß mit dem Vater irgendeine Veränderung vorgegangen sein mußte. Auch er wollte Gewißheit haben.

Ohne Absicht geriet er in den Menschenwarm, sah da und dort einen Bekannten. Aber er hatte keine Lust, sich mit irgend jemand aufzuhalten, und wollte gerade über die Zaunbrücke zum Kieselwalder Wege hinüber, da hörte er hinter sich leise seinen Namen rufen.

Als er sich, wenig erfreut über den Anruf, umwandte, blickte er in ein Paar froh blickende Mädchenaugen.

„Ach, Fräulein Dora, Sie sind's!“

„Jawohl, Herr Robert Zeidler, ich bin's wirklich. Ich dachte freilich, Sie hätten uns Petersdorfer schon längst vergessen. Man hört und sieht ja nichts mehr von Ihnen.“

Robert Zeidler trat verlegen von einem Fuß auf den anderen. Sollte er diesem munteren Mädchen mit seinen Sorgen kommen? Sollte er ihr entgegenhalten, daß er manches Mal, wenn der Feierabend kam, seine Gedanken über die trennenden Bergrücken nach ihrem Heim gesandt hatte, klopfenden Herzens jener Abschiedsstunde in seinem Kämmerchen gedachte?

Zwischen ihnen gähnte ja eine so tiefe Kluft: Sie, die Tochter des reichen Treutler, und er, der unbedeutende Zimmergesell in Ansforges Dienst.

„Ich hab' eben viel zu tun, Fräulein“, stotterte er unbeholfen unter ihrem forschenden Blick.

„Und Kummer haben Sie auch. Ich weiß, daß Ihre kleine Schwester sehr krank ist. Wie geht es ihr denn?“

„Es geht immer noch nicht besser! Ich will eben einmal zur Großmutter 'rauf und fragen.“

„Das trifft sich ja fein; ich muß nämlich zur Wilhelmshöhe — da können wir ja ein Stückel zusammen gehen.“

Ab und zu warf der junge Mensch einen scheuen Seitenblick dem heiter plaudernden Mädchen zu, das neben ihm aufwärts stieg, als sei dies das Selbstverständlichste von der Welt.

Dabei erfuhr er, daß ihr Vater dem Angestellten Bittner zu Ostern gekündigt hatte.

„Wissen Sie, Herr Zeidler, so ein aufgeblasener Kerl ist mir mein Lebtag noch nicht vorgekommen. Denken Sie, was der Mensch fertiggebracht hat, kurz nachdem Sie fort waren!“

„Na, da bin ich doch neugierig.“

„Also, eines schönen Nachmittags, vor drei Wochen, lauerte er mir auf. Um mich 'rumfriesen tat er ja schon lange; er machte mir eine echte, rechte Liebeserklärung und verdrehte dabei die Augen wie ein verliebter Kater.“ Dabei lachte Dorothea halb belustigt, halb zornig auf.

„So eine Unverschämtheit!“ fuhr es Robert heraus; helle Zornesröte flammte über sein Gesicht.

„Nicht wahr, das ist doch eine tolle Frechheit. Natürlich hab' ich ihm ordentlich den Standpunkt klargemacht. Da ist der Kerl auch noch frech geworden. Eine andere würde sich nach ihm alle zehn Finger ablesen, meinte er.“

Zornfunkelnd stieß das Mädchen die Worte heraus und ahnte nicht, wie hübsch sie dabei ausah.

„Gleich hab' ich es meinem Vater gesagt. Na, das Donnerwetter können Sie sich vorstellen. Wie ein begossener Pudel ist der Bittner aus dem Kontor geschlichen. Und nun das Schönste! Was hat der Kerl im ganzen Dorfe herumgetragen? Ich hätte ein Lechtelmechtel mit einem andern!“

„Mit einem andern?“ wiederholte Robert Zeidler ein wenig verstört.

„Na ja, da staunen Sie — und wenn Sie erst hören werden, mit wem!“

Sie waren stehengeblieben; Robert Zeidler sah das Mädchen erwartungsvoll an. „Mit Ihnen!“ stieß purpurübergossen Dorothea Treutler hervor.

Dem jungen Menschen blieb vor fassungslosem Staunen buchstäblich der Mund offen stehen. Es verschlug ihm einfach die Sprache. Endlich schien er seine Fassung einigermaßen wiederzufinden, denn er stotterte hervor: „Der Bittner scheint nicht richtig im Kopfe zu sein.“

„Sehen Sie, Herr Zeidler, das meine ich auch. Und gerade um die Klatschmäuler im Dorfe zu ärgern, hab' ich Sie vorhin angerufen und bin ein Stück mit Ihnen gegangen. Schade, daß

der Bittner schon über alle Berge ist! Dem hätt' ich's gegönnt, wenn er uns gesehen hätte. Na, und nu leben Sie wohl, denn mit der Wilhelmshöhe, das hab' ich bloß so gesagt. Ich muß jetzt schnell nach Hause.“

Ein paar Sekunden lang hielt Robert Zeidler eine warme Mädchenhand in der seinen, fühlte deren kräftigen Druck und merkte, wie es ihm heiß durch den Leib rieselte. Noch eine ganze Weile stand er da und sah dem Mädchen nach. Ob sie sich noch einmal nach ihm umsehen würde?

Richtig, an der Wegbiegung verhielt Dorothea ihren Schritt und wandte sich blühschnell um. Aber als sie den jungen Mann ihr so sichtlich nachschauen sah, fuhr ihr Kopf ebenso schnell wieder herum.

Und doch, was sollte das alles? Dora Treutler und er?

Sie hatte in ihrer munteren Art wirklich wohl nur die Klatschbasen ärgern wollen.

Vielleicht wäre er doch stugig geworden, wenn er gesehen hätte, wie das Mädchen ein wenig unterhalb des Weges noch einmal stehenblieb, gedeckt durch eine breitshirmige Fichte.

Oh, sie mußte ja mehr von ihm, als er ahnte.

Ansforge, der Kompagnon ihres Vaters, konnte ja nicht genug von ihm berichten. Ein paarmal hatte der, wenn er geschäftlich bei ihrem Vater gewesen und dann noch mit der Familie bei einer Tasse Kaffee saß, geäußert, wenn Robert Zeidler sich weiter so mache, dann wäre er einmal wie geschaffen zum Mitarbeiter im technischen Büro. Er besäße eine auffallende Begabung für konstruktives Zeichnen, mache es besser als mancher Alte. Es lohnte sich, ihn auf eine Fachschule zu schicken.

Außerdem wäre er zuverlässig, immer zur Stelle und höchst solide. Am liebsten verkehre er mit dem jungen Lehrer aus Agnetendorf, der mit ihm allerhand schöne Dinge treibe. Augenblicklich läsen sie zusammen Schillersche Theaterstücke. „Na, siehst du, Vater, hatte ich nicht recht?“ hatte Dorothea Treutler triumphierend geäußert, sich aber schnell mit der Kaffeekanne zu schaffen gemacht, um ihr Erröten zu verbergen.

„Na ja, man kann sich auch mal vergaloppieren!“ hatte Treutler gemeint. Im übrigen könne Zeidler ja wieder nach Petersdorf zurückkommen, da ja sein Widerpart an die Luft gesetzt sei. Streitereien unter seinen Angestellten könne er nun einmal auf den Tod nicht leiden.

Von alledem ahnte Robert Zeidler nichts.

Als er sich wie immer vorsichtig dem väterlichen Besitztum näherte, sah er schon von weitem die Großmutter auf dem Bänken vor dem Hause in der Osterzone sitzen.

Wie friedlich wirkte das Bild! Und ihm, dem Sohne, war nach wie vor dieser Heimsfrieden vergällt.

Dann blickte die Alte von ihrem Strickstrumpf auf, legte die Hand beschattend über die Augen und winkte Robert heftig heran.

Die Luft schien also rein zu sein.

Robert beschleunigte seine Schritte, begrüßte die Großmutter, die über sein Kommen sichtlich erfreut schien, und ließ sich neben ihr auf der Holzbank nieder.

Und nun begann ein eifriges Fragen und Antworten über Annchens Befinden. Wie verheißungsvoll lachte die Osterzone über Berg und Tal! Wie lagen so schwere Schatten über diesen beiden Menschen!

„Weißte, Robertsa, den Vater hat's ordentlich mitgenommen!“

„Wie meinst du denn das, Großmutter?“

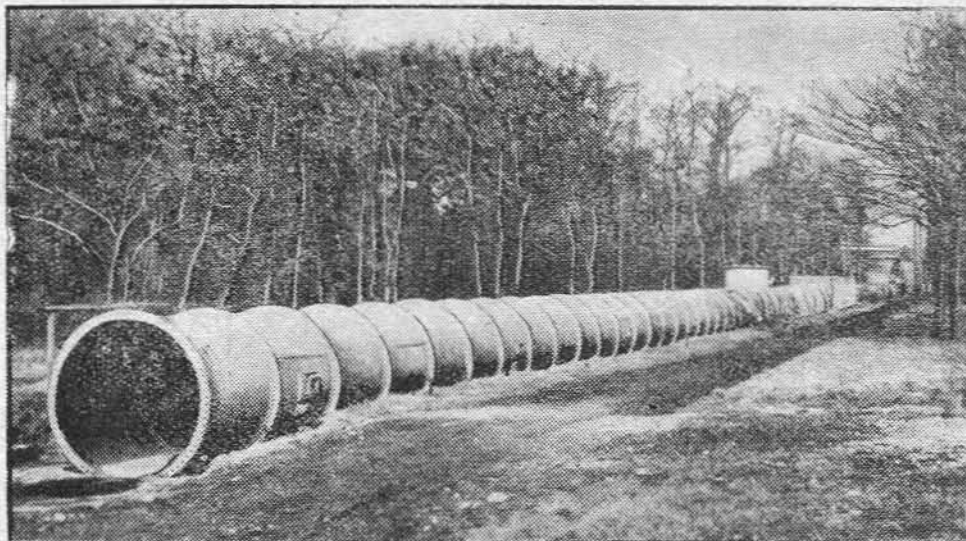
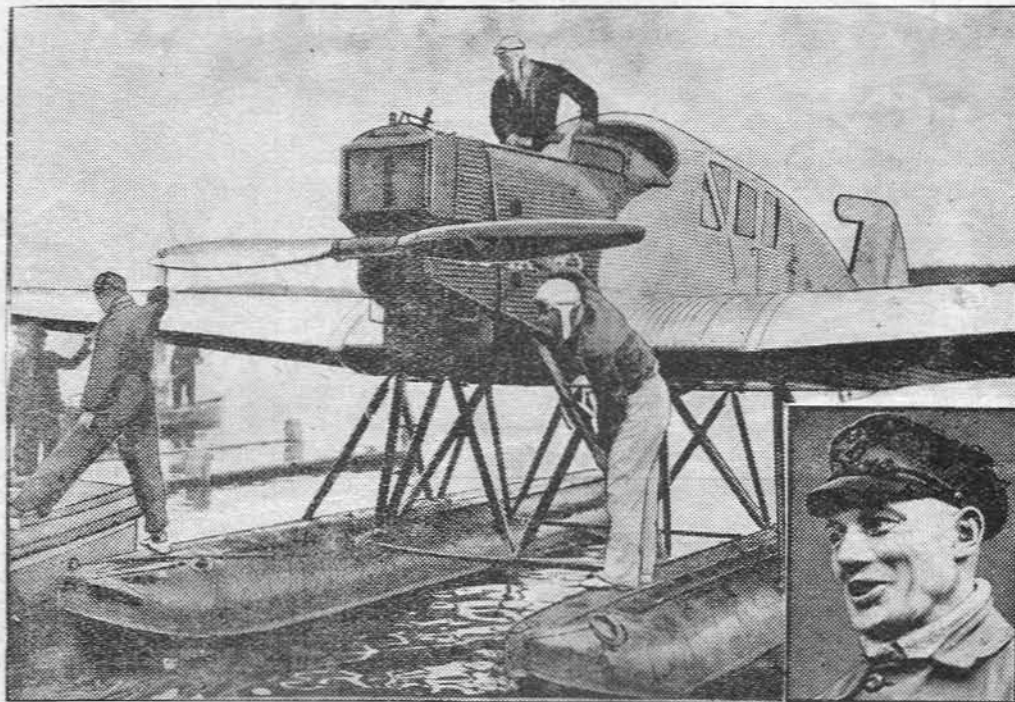
„Nu, ich mein', er is so andersch als vorher. Reden tut er ja auch jetzt nich viel; aber er guckt so andersch. Manchmal hat er so rote Augen — ma mecht meinen, er hätt' heimlich gekennnt. Er is, seit die Annadel im Warmbad is, jeden Tag in der Früh' 'nunter ins Dorf gemacht zum Doktor. Der muß immer telephonieren, wie's geht; und weil der Doktor gestern gemeint hat, heute müßt' sich's entscheiden, ob 's Mäd'el durchkommt, is er in der zeitlichen Frühe schon fort uff Warmbrunn.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus aller Welt

Unfall des Deutschland-China-Flugzeugs „Freundschaft“.

Das bekannte Junkers-Wasserflugzeug „Freundschaft“, das zu einem Forschungsflug in Inner-China vom Templiner See bei Potsdam nach Nanking gestartet war, ist an der Küste des Indischen Ozeans zur Notlandung gezwungen worden. Die Maschine soll beschädigt sein, die Piloten Schonger, Bertram und Klausmann kamen ohne Verletzungen davon. — Unser nebenstehendes Bild zeigt das Wasserflugzeug „Freundschaft“ und seine Piloten. Unten rechts der Führer des Flugzeugs: Bertram.



Für die Sicherheit in den Bergwerken.

Der größte Teil aller Bergwerksunglücke ist auf schlagende Wetter oder Kohlenstaubexplosionen zurückzuführen. Um die Wirkung und die Gewalt von Explosionen in verschiedenartig zusammengesetzter Luft zu studieren, ist in Dortmund eine zweihundert Meter lange Versuchsstrecke in Form einer langen Röhre gebaut worden (siehe nebenstehendes Bild), in der solche Explosionen künstlich hervorgerufen und kontrolliert werden.

Kriebstein, die größte Talisperre von Mitteldeutschland.

Die seit den ersten Tagen ihres Betriebes mustergültig arbeitende Sperre, die das mitteldeutsche Land vor Überschwemmungen schützt und das ganze Gebiet der Umgegend mit Elektrizität versorgt, stellt ein vorbildliches Werk moderner Technik dar. — Unser nebenstehendes Bild gewährt einen Blick auf das riesige Werk bei Kriebstein.

